

(Nachdruck verboten.)

85)

Neu-Karthago.

Roman von Georges Eckhoud.

Es litt die Leute nicht mehr unter dem väterlichen Dach, der Nomadentrieb, ein instinktives Bedürfnis, in andere Verhältnisse überzugehen, machten sich auch in den abgelegensten Gegenden bemerkbar. Dieselben Frohnarbeiter, welche für ihr Leben nicht eingewilligt hätten, den unlohnenden und mühseligen Sklavendienst gegen eine gewinnbringendere Thätigkeit in der Stadt einzutauschen, unterlagen dem allgemeinen Wandertriebe und wandten in Massen der Heimath den Rücken.

Lange genug hatten sie freilich der Versuchung widerstanden. So lange sie noch das Stück Schwarzbrot und den Napf Kartoffeln mit den Jhrigen theilen konnten, hatten sie ohne Murren ausgehalten, aber als Frau und Kinder erst nichts mehr zu beißen und zu brechen hatten, da war auch ihre Heldenkraft gebrochen, und sie rüsteten sich eines Morgens zur Abreise, wie man sich zum Selbstmorde entschließt.

Die Flucht der Gethätesten, der Bauern, riß auch den Nest der Bevölkerung mit, und die Panik ergriff ein Dorf nach dem andern.

Die Pächter, die es gut und gern noch einige Jahre hätten aushalten und die Krisis hätten durchmachen können, folgten den Knechten und Hungerleidern nach. Sie gedachten ihrer wohlhabenden Vorgänger, die so lange auf bessere Zeiten gehofft hatten, bis sie durch beständige Mißernten und die Masseneinfuhr des überseeischen Getreides ruinirt und genöthigt waren, auf ihre alten Tage auf dem Hofe, auf dem sie die Herren gewesen, als Knechte zu dienen.

Die Vorsichtigsten nehmen Arbeitsthiere und Ackergeräthe mit auf die Reise. Sie ziehen frohen Muthes und hoffnungsvoll in das gelobte Land der Verheißung, in das vielgerühmte amerikanische Schlaraffenland, dessen üppige Bodenerzeugnisse die Märkte Europas überschwemmen. Und um die Flucht zur Völkerwanderung ausarten zu lassen, ziehen redegewandte, geschickte, in allen Verführungskünften erfahrene Agenten von Ort zu Ort, kehren an den Markttagen in die Dorfschänken ein und bethören die Burschen durch Vorpiegelung allerlei lodender Trugbilder. Um den Versuchter besser zu hören, stehen die halbberauschten Knechte mit offenem Munde und lassen ihre Thonpfeifen ausgehen. Die Wundergeschichten, die ihnen da aufgetischt werden, bringen ihr träges Blut in Wallung und regen sie so auf, daß sie mit angehaltenem Athem an den Lippen des schlauen Gaunners hängen, der ihnen Bilder vor die Augen zaubert, deren blendende Farbenpracht bunter leuchtet als die Chromolithographien, die der Hausirer seinem Packen entnimmt.

Ein ganzer Schwarm dieser Bauernfänger, die sich aus Auteisern niedersten Ranges rekrutiren, sind in das Land, wie Hyänen auf ein Schlachtfeld, eingebrochen. Wären die Leute nicht gar so harmlos und einfältig, das verdächtige Wesen und die plumpe Art dieses schwadronirenden Schwungs müßte sie stutzig machen! Aber sie lassen sich durch den Redeschwall ohne große Schwierigkeit bedufeln und über den Köffel barbieren. Bis dahin hatte es sich noch niemand einfallen lassen, den Simpeln so viel Schmeichelhaftes zu sagen und ihnen so hohe Meinung von ihrem Verdienst beizubringen. Sie wanken und weichen nicht, um sich nur ja kein Wort dieses schönen Lobhymnus entgehen zu lassen, und der schlane Vogelfänger braucht nur die Schlinge des Netzes zuzuziehen, um einen reichen Fang zu thun.

Sie sind wahrhaftig nicht wählerisch in den Mitteln. Nachdem sie das übrige Europa so ziemlich abgegrast haben, setzen sie jetzt das flämische Land in Kontribution und heben die strammen, kräftigen Burschen aus, die so geduldig und arbeitstüchtig wie ihre Säule sind. „Wir brauchen hunderttausend Belgier und werden sie in sechs Monaten zusammen haben“, haben Béjard, Saint-Fardier und Vera Pinto erklärt, und ihre bezahlten Schlepper lassen es sich aneignen sein, den Auftrag prompt zu erledigen. Die Provision, die sie für ihre Thätigkeit erhalten, ist schon des Schweißes der Edlen werth. Sie erhalten fünfzehn bis zwanzig Franks für den Kopf, je nach der Qualität der Waare, die sie dem Versandgeschäft für Menschenfleisch liefern.

Es versteht sich, daß die subalternen Helfershelfer von dem Profit, den das Geschäft abwirft, kein Sterbenswörtchen verlauten lassen. Ihrer Rede nach sind sie selbstlose Apostel, reine Menschenfreunde, die sich zumal der Noth der Landleute in warmherzigem Mitleid annehmen.

Ihre marktischreierischen Anpreisungen funkeln von Gold und Sonnenschein. Sie führen ihre leichtgläubigen Zuhörer in dem gelobten Lande herum, in dem paradiesische Gärten mit Feenpalästen abwechseln. Das grelle Licht und die Gluth der Tropensonne erhellt und erhitzt plötzlich den düsteren Horizont der traumverlorenen Gemeinde. Die reifen Garben, deren Aehren so üppig wie die blonden Halme sind, würden die Dächer der Häuser hier überragen, die Obstbäume wiegen ihre fruchtbeladenen Zweige tief zur Erde, der Sand bringt reiche Tabaksernte, glühende Bäche berieseln das jungfräuliche Land, und die Hügel steigen sanft zu einem Himmel empor, der blauer ist als das Gewand unserer lieben Frau.

Sin und wieder unterbricht der Werber seinen lodenden Vortrag, um Athem zu schöpfen und den Zuhörern Zeit zu lassen, die lachenden Phantasiegebilde in sich aufzunehmen. Dann rühmt er die herrliche Temperatur, das milde Klima, das ewige Gleichmaß der Jahreszeiten, das keinen Winter kennt und keinen Hagelschlag, der die Hoffnungen des Landmannes auf eine gute Ernte vernichtet. Dort ist die Arbeit eine Erholung, keine Sorge um Zins und Pacht stört die ruhige Behaglichkeit des glücklichen Pflanzers.

Manch lustiger Scherz giebt der Rede, mit der der Schwindler sein Auditorium bedufelt, pikante Würze. Um seinen letzten Trumpf auszuspielen, schickt sich dann der Agent an, die Briefe der Abenteuerer, die da unten ihr Glück gemacht haben, zur Verlesung zu bringen. Weiß Gott, sie sind wahr wie das Evangelium, diese Briefe! Der Schulmeister soll sie nur verlesen, damit jeder den eben gehörten Bericht von authentischen Augenzeugen bestätigt findet!

Die plumpen Lobpreisungen dieser Briefe sind von Europa aus diffirt worden oder wurden auf den „Facendas“ auf Bestellung von dortigen Helfershelfern gefertigt. Auf ein halbwegs urtheilsfähiges Publikum hätte diese verlogene Korrespondenz gerabezu abstoßend wirken müssen. „Ja, meine lieben Freunde, ich reise in einigen Tagen wieder ab . . . Ich kann Euch nur rathe, einen raschen Entschluß zu fassen und mit mir zu gehen . . . So wahr ein Gott im Himmel lebt, ich könnte mich nicht mehr an Eure armjeligen europäischen Verhältnisse gewöhnen!“

So arbeitet der getriebene Gauner, der sein Handwerk wie einer versteht, systematisch daran, die letzten Bedenken zu zerstreuen. Um seinen Worten gewichtigen Nachdruck zu geben, läßt er wohl auch mit gespielter Nachlässigkeit eine handvoll Goldstücke über den gläserbesetzten Tisch rollen. Es sind große ausländische Münzen. Da unten zaßt man nur in Gold und zwar in Münzen, die so groß wie unsere erbärmlichen silbernen Fünf-Frankstücke sind. Bei dem feinen Klingklang der Goldstücke schließen die Augen des Kleinknechts begehrlische Flammen eines beutegierigen Eroberers.

Nach Hause zurückgekehrt, lassen sich die Burschen die lodenden Bilder durch den Kopf gehen, sie schlafen kaum mehr und gehen in tiefe Gedanken verloren herum. Die Männer sprechen über das Gehörte mit ihren Ehehälften, die anfangs der Sache keinen Geschnack abgewinnen wollen, die sich aber nach und nach überreden lassen und schließlich Feuer und Flamme sind.

So kommt es, daß an diesem Januarmorgen sich die Flanzen der „Gina“ — des Riesenschiffes, das ehemals so schmund und kokett prunkte und das jetzt des öfteren gestickt und wie ein Armenfarg gleichmäßig schwarz angefrichen ist — fast als zu klein erwiesen, all das Menschenvolk, das sich über die Laufbrücke wälzt, zu beherbergen.

Die beiden von Jan Vingerhout requirirten Kollwagen der „Amerika“ sind am Quai vorgefahren. Dem „Baes“ zu Ehren hat man unter dem Pferdebestand der „Nation“ zwei der schwersten und schönsten Paare ausgewählt. Nie haben die stolzen Säule so armjelige Pracht befördert wie diesen Krimskrans, der zwar gar hoch gethürmt ist, aber gar leicht wiegt. Und deshalb haben sich auch, um die Labung einigermaßen zu vervollständigen, einige Auswanderer auf die Wagen

gesetzt. Es sind junge Leute aus Brasschaet, Santvliet, Zulderbesch und Bierfel, die es sich zwischen den Kreuz und quer verschmürten Blechkästen, den aufgerissenen Bettjäden und den in baumwollene Tücher verpackten Kleiderbündeln bequem machen. Einige scheinen kreuzfidel, sie lachen, balgen sich herum und treiben allerlei übermüthigen Unfug. In Wahrheit aber ist es nur eine recht gemachte Lustigkeit, die sie und die Kameraden über die aufsteigende Traurigkeit hinwegtäuschen soll. Es sind nicht mehr als zwei oder drei, deren Geisterlichkeit wirklich aufrichtig ist, die andern stellen sich nur so, und betäuben ihre bange Sorge, indem sie, wie bei der Bestellung, der Flasche fleißig zusprechen.

Je näher sie an das Schiff herankommen, desto ängstlicher heften sie die Augen auf den Horizont, als ob sie das ferne Land erspähen könnten, das ihnen eine neue Heimath bieten soll, oder der rückschauende Blick führt sie im Geiste nach ihrem Dorf zurück, das sie gestern verlassen haben, nach dem Kirchturm, dessen Glocke sie nie mehr hören werden. O, diese Glocken, die dereinst die Männer zur Verteidigung des Mutterlandes gegen fremde Eindringlinge gerufen hatten, und die heute nicht im Stande waren, dem Hunger den Eintritt zu wehren! Und das trauliche Dörfchen, das ihre Füße nie mehr betreten würden, und in dessen Erde sie nicht einmal die müden Glieder zum Legten und Besten Schlaf strecken sollten!

Laurent ließ sich durch die überlaute Fröhlichkeit nicht einen Augenblick über die trüben Gedanken, die sie verbergen sollte, täuschen. Seine herzliche Theilnahme für Tilbak's Übertragung sich auch auf deren Reisegefährten. Unter den tausend eindrucksvollen Episoden, die sich vor seinen Augen abspielten, war es besonders eine, in der sich die Trauer und der allgemeine Schmerz zu verkörpern schienen und die ihm für das ganze Leben in unauslöschlicher Erinnerung blieb.

Mindestens dreißig Familien aus Willeghem, einem an der äußersten Südgrenze des Landes gelegenen Flecken, hatten sich zu gemeinsamer Auswanderung entschlossen. Sie haben nicht mit den anderen auf dem Rollwagen Platz genommen, sondern marschiren hinter der flämischen Hauptmacht der Auswanderer in wohlgeordnetem Zuge, als wenn's zur Kirchweih ginge. Sie setzten ihren Stolz darein, daß man nach der Abfahrt sagen sollte: „Die von Willeghem waren doch die Festesten!“ Erst kamen die jungen Männer, dann die Frauen mit den Kindern, die jungen Mädchen und die Alten schlossen den Zug. Einige der Mütter hielten den Säugling an die Brust. Wie viele von diesen Greisen, die sich gar mühselig auf Stücken daherschleppten, ohne daß sie darum die Hoffnung auf ein neues Leben aufgegeben hatten, werden überhaupt das Land ihrer Sehnsucht zu sehen bekommen, wie viele werden unterwegs zur ewigen Ruhe eingehen und den Fischen zur Nahrung dienen? Vierjährige Bauernburschen in gerippten Belvetanzügen tragen Hacke und Schaufel auf der Schulter und Brothbeutel und Feldflasche an der Seite. Dachdecker und Ziegelarbeiter ziehen nach Ländern, die weder Schindeln noch Ziegel kennen. Ein junges Mädchen mit einem schalkhaften Kindergesicht trägt ihren Hänfling im Bauer.

Die Dorfmusik mit dem Vereinsbanner schreitet dem Zuge voran. Die jungen Burschen können ihre Instrumente und ihre Fahne getrost mitnehmen, es bleibt niemand in Willeghem zurück, um die musikalischen Uebungen fortzusetzen.

Laurent bemerkt den weißhaarigen Dorfpfarrer, der dem Fahnenträger zur Seite schreitet. Der Greis hat es sich nicht nehmen lassen, seine Pfarrkinder bis ans Schiff zu führen, wie er sie alljährlich bei der Wallfahrt von Montaigne begleitete. Und wenn heute Abend das Schiff hinter der Flußbiegung verschwunden sein wird, wenn die Rauchwolken des Schornsteins mit den aus den Poldern aufsteigenden Nebeln zusammenschließen werden, wird der Alte traurig den Rückweg antreten wie ein Hirte, der die Hälfte seiner Heerde, die der Viehhändler mit dem rothen Kreuz gezeichnet, fremden Händen überantwortet hat.

Einige der Willeghemer Auswanderer trugen einen Erkerzweig an der Mühe, andere hatten einen Busch dieser die heimische Erde verjümblichenden Haideblume an ihre Stöcke und den Stiel ihrer Ackergeräthe befestigt, und die Schwärmerischen schleppten gar ein Kistchen oder ein kleines Beutchen mit, das eine Handvoll des heimathlichen Sandes als kostbare Reliquie barg.

Ehe sie die Laufbrücke betraten, die zu dem bereits unter Dampf liegenden Schiffe hinüberführte, machten die Burschen an der Spitze Halt und lehrte, ließen die Fahne im Winde

flattern und setzten die Instrumente an, um sich von dem hochragenden Thurm der Antwerpener Kathedrale mit dem allbeliebten Nationalliede: „Wo kann es schöner sein?“ zu verabschieden, dessen schlichte Melodie die Herzen der Flamländer und der Wallonen zusammenführt, die, beides Söhne des belgischen Mutterlandes, wohl an Temperament verschieden sind, aber in der Noth brüderlich zusammenhalten, was auch die Politiker darüber denken mögen. Und so kommen auch heute die Kohlenbergleute des Dorinage, die bereits auf der Brücke verjammelt sind, mit offenen Händen den flämischen Brüdern entgegen, um sich wie Waisen an dem Sterbebette der Mutter zu verjöhnen und Gruß und Kuß zu tauschen.

(Fortsetzung folgt.)

Liebesphilosophie.

Als in Charles Darwin die ersten Gedanken an seine Entwicklungstheorie taumeln noch keimten, da schrieb er (1837) in sein Tagebuch, seine Theorie werde noch eine neue Philosophie schaffen. Und die neue Philosophie kam; das heißt, es gab keine Philosophenschule, die sich nicht mit dem Darwinismus hätte auseinanderzusetzen müssen; wie Copernicus und Newton steht auch Darwin im Mittelpunkt des geistigen Ringens seines Jahrhunderts. Aber das war doch immer nur das Eindringen des Darwinismus in die Philosophie; die Philosophie des Darwinismus gab noch niemand. Denn inzwischen haben sich die Wissenschaften gewandelt und ihren Platz verschoben, die Philosophie ist von den Geisteswissenschaften zu den Naturwissenschaften gedrängt und von diesen fast gänzlich aufgesogen worden. Und wer uns heute noch etwas sagen will, das von der einzelnen wissenschaftlichen Lehre auf unseren ganzen Lebensinhalt geht, der muß ausgerüstet sein mit allem Wissen, das uns Thatsachen und ihre Deutung schenken können, und je mehr die einzelnen Disziplinen ihren eigenen Weg gehen und aneinanderzufallen drohen, desto mehr bedarf es des kundigen Geistes, der alle überblickt und mit sicherer Hand zusammenzuhalten weiß, damit sie insgesammt eine vielgestaltige Einheit erhalten: den Menschen.

Da ist vor kurzem ein neues Buch erschienen: Das „Liebesleben in der Natur“ von Wilhelm Bölsche (Verlag von E. Diederichs in Leipzig, Preis 5 M.) — Der Titel sagt gar nicht so recht, was eigentlich in dem köstlichen Werke steckt. Denn er giebt nur das Mittel, durch welches ein bestimmter Zweck erreicht werden soll. Der Zweck ist, die Liebe zu begreifen aus dem Natürlichen heraus, im Zusammenhang alles werdenden, selbst ein werdendes. Geschlechtsliebe bis hinauf zur allumfassenden Menschenliebe, alles die Glieder einer Entwicklung: die Geschichte der Liebe ist Entwicklungsgeschichte. Der Gewinn dieser Geschichte für den Menschen ist ungeheuer; an ihrer Lehre rankt sich ein neuer Optimismus empor. Die entgötterte Natur wird nicht leer; sie wird vernenschlicht. Die Liebe gründet die Folge der Geschlechter, aber immer höher treibt sie hinauf bis zur Menschenliebe, und auch von da immer weiter, bis zur Religion, bis zur Kunst. Noch ein Trost liegt im Verstehen der Liebe; die Entwicklung der Welt lehrt mit dem Zwang einer unerbittlichen Forderung die Vernichtung des Individuums; aber alle Schreden der Todesfurcht verlassen, wenn die siegende Liebessonne heranzieht; die Liebe ist die einzige Form, wo das Auflösen des Individuums nichts Grauenvolles an sich hat; über dem Tod des Einzelnen steht die Unsterblichkeit der Gesamtheit.

Vom Physiologischen zum Psychologischen geht also der Weg des Forschers; der vorliegende Band enthält eigentlich nur die Geschichte der Liebe bis zum Menschen, in der ganzen Reihe aller Formen, bis zur höchsten, wo das Psychische einsetzt. Der Mensch ist nicht mehr in seiner Liebe gezeigt; aber es ist alles gegeben, was als Grundlage nöthig ist. — Wo ist die Liebe entstanden? Dort, wo Organisches aus Anorganischem, Belebtes aus Unbelebtem entstand. Auch hier muß kein Sprung im allgemeinen Naturzusammenhang angenommen werden. Mit Recht hat einmal der Biologe Rolph hervorgehoben, daß die Entstehung des Organischen aus dem Anorganischen für den Gedanken nicht mehr Wunderbares hat, als das Vergehen von Organischem in Anorganisches, das wir beim Tod vor Augen haben. Mit allen anderen Eigenschaften ist demnach auch die Fortpflanzung (und das ist die Voraussetzung der Liebe) nichts Uebernatürliches am Organischen. Zunächst nur Fortpflanzung. Die Zelle pflanzt sich durch Theilung fort, oder auch durch Ablösung von Knospen. Daran aber schließt sich die Vereinigung solcher Theilzellen zu einem Individuum — die Infusorien zeigen beispielsweise diese Erscheinung — und damit ist der erste Ansatz zur Geschlechtsliebe gegeben. Wundervoll ist die Deutung, die Bölsche diesem Entwicklungsgang zu geben weiß. Bei jedem Lebewesen muß die Nahrungsaufnahme erfolgen, was durch Ausscheidung verloren geht. Die Fortpflanzung durch Theilung kann betrachtet werden als eine besonders lebhaft Art der Ausscheidung; die besondere Art des Fressens, die dem entspricht, ist dann die — Geschlechtsliebe, wenigstens in ihrem Beginne; zwei zusammenstoßende Theilzellen werden thätlich zu einem einzigen, vollkommen neuen Körper. Doch nicht über diese einfache Bahn lief der Weg von der

Einzelzelle bis zum Menschen. Die Fortentwicklung wird erst fruchtbar, als in sie ein neues Element hineinkommt: das soziale. Und mit dem Sozialen ist noch eines gegeben: die Arbeitsteilung.

Aus der einzelnen Zelle wird ein Zellenverband mit Arbeitsteilung. Auf diesem Wege entstand die Gattung, der „Armagans“, und von dieser Wurzel steigt der ganze Baum des Tierreichs mit vielen auslaufenden Zweigen und mit dem Menschen als oberste Krone, herauf. Die Liebe wandert mit, da die Fortpflanzung immer reiner geschlechtliche Fortpflanzung wird. Nun im Fluge den ganzen Weg der Entwicklung, mit Bölsche's eigenen Worten. Die Einzelzellen wurden zu Zellgenossenschaften. Jede Genossenschaft erzeugt ein bestimmtes Quantum männlicher oder weiblicher Zellen zum Verschmelzungszweck; es treten vielzellige Männess- und Weibesindividuen auf. In diesen Männern und Weibern kämpfen jetzt zwei Prinzipien. Der fortschreitende Individualisierungsprozeß, der Thier von Thier, Individuum von Individuum, schließlich auch Mann von Weib trennt. Und der alte Liebesinstinkt, der beide mindestens zu einem Akt — der Begattung — zu einander nötigt, dabei aber auch allgemein immer wieder eine gewisse Neigung auslösen muß, die auf ganze, dauernde Vereinigung drängt. Gelegentlich überwiegt dieses Prinzip so, daß es bis an die Grenze der Wiederverwachsung führt. Aber das schädigt das Individuum, daß es auf die niedrigste Stufe zurückfällt. Das Individualisierungsprinzip ist also der Weg zum Fortschritt; doch auch hier führt die Einseitigkeit zu einem Nachtheil. Die Geschlechter werden fast ganz auseinandergetrieben, es giebt kein Liebesleben mehr, nur noch widerwillige, gefährdete Begattungsmomente. Spinnengattungen, die sich fressen. Das Stachelweib, das wie eine Prostituirte herangerufen und nach Gebrauch wieder verjagt wird. Aber die erwachende Elternliebe schafft eine neue, höhere Form der Gemeinschaft. Es erwacht ein freies, der Individualität im ganzen doch noch gerecht bleibendes Zusammensein der Eltern auch in der eigentlichen, noch kinderlosen Geschlechtszeit, ein Friedensschluß der Geschlechter: die Ehe.

Damit ist der Weg zum Menschen vollbracht. Den Weg aufgezeigt hat Bölsche in einer Weise, die nur durch Vereinigung gründlichster wissenschaftlicher Kenntnisse und wahrhaft philosophischer Tiefe geschaffen werden konnte. Eine Inhaltsangabe kann gar nicht den Reichtum an Gedanken wiedergeben, die zahlreichen neuen Gesichtspunkte, von denen aus die dunkelsten, verworrensten Verhältnisse sich klar überblicken lassen. In der Darstellung steckt große Kunst. Solche Abschnitte wie über den Liebestod der Eintagsfliege, den Heringszug, die rasafelsche Madonna, den Stachel, den Dienestaat, gehören zu den seltensten Darbietungen künstlerischer und wissenschaftlicher Prosa. Kunst und Wissenschaft sind durch ein Band geeint, die Wahrheit, und die Wahrheit ist, in anderem Lichte besehen, immer auch die Schönheit. — phil.

Kleines Feuilleton.

— Es wird gefährlich. Die Wiener Wochenschrift „Die Zeit“ schreibt: In Lande des preussischen Staatsanwalts ist Christstellerei bereits eine heikle Sache geworden. Es wird also vielleicht gar kein Aufsehen mehr machen, daß in Berlin am vorletzten Sonnabend neuerlich auf grund einer schriftstellerischen Arbeit eine gerichtliche Untersuchung erfolgt ist. Aber der Fall, der diesmal vorliegt, ist höchst eigenartig und, vor allem, nicht politischer Natur. Der Dramatiker und Novellist Wihl. Schäfer hat in den Spalten der „Zeit“ vor mehr als drei Monaten eine Novelle „Der Mörder“ veröffentlicht. Darin werden die Vorgeschichte einer Mordthat und das weitere Schicksal des Mörders geschildert. Diese Erzählung nun wurde zum Anlaß einer gerichtlichen Untersuchung des Verfassers genommen. Er selber schreibt uns darüber in einem Brief aus Nieder-Schönhausen bei Berlin unter dem 14. d. M.: „Ich bin beim Erzählen von einem tatsächlichen Mord ausgegangen, der vor einigen und zwanzig Jahren in meiner Heimat uns Kinder in große Aufregung brachte. Der Ermordete wurde damals genau so aufgefunden, wie ich erzählte: nackt und ohne Kopf. In dieser Geschichte hat der Staatsanwalt eine Reihe von Vorgängen dargestellt gefunden, die selbsterweise genau mit dem übereinstimmen, was die Untersuchung erst in der letzten Zeit herausgebracht hat, und was außer dem Untersucher niemand wissen konnte: die ich aber durchaus erfunden habe, um die raffinierte Ueberlegung meines Mörders zu zeichnen. — Auf diese Weise bin ich vorlauter Fabulant in den Verdacht der Mitwisserschaft gerathen. Und zwar so sehr, daß ich vorgestern in Sachen des „Wortes in Aaperwahl“ einem Verhör unterzogen wurde.“ Das Ergebnis dieser merkwürdigen Untersuchung ist noch nicht bekannt. —

Musik.

Konzerte. Theater des Bestens. Die letzte Woche galt vorwiegend den Oratorien; die von uns zum Anhören ausgewählten waren Händel's „Messias“ und die beiden allberühmten Werke von Haydn. Seine „Schöpfung“ (gegen 2 1/2 Stunden) wurde vom „Philharmonischen Chor“ unter Siegfried Dörs am 14. November in der Philharmonie aufgeführt, mit öffentlicher Hauptprobe am 13. mittags; eine Vorrausnahme des 100. Jahrestages ihrer ersten Aufführung. Die „Fahreszeiten“ (gegen 3 Stunden) kamen am Vusitag (16. d. M.) in unserer Oper

mit dem Oberchor, unter Dr. Karl Mud; wir hörten die öffentliche Hauptprobe. Die Polizei that gut daran, dieses „weltliche“ Oratorium zu den am Vusitag erlaubten Aufführungen zu rechnen; um so mehr aber hätte sie sich das Verbot eines „geistlichen“ Konzertes im „Schiller-Theater“, weil es just kein „Oratorium“ war, sparen können. Beide Werke des „Vater Haydn“ enthalten so viel „ewig“ Großes und Schönes, daß das nicht geringe Zeilische daran leicht zurücktritt, zumal wenn die Wiedergabe so gut ist und über so genügend gewaltige Tonmassen versigt, wie es wenigstens bei der „Schöpfung“ der Fall war. Die Leistungen des Philharmonischen Chors waren wohl das Bewunderungswürdigste; unter den Solisten sei vor allen Frau Herzog genannt, deren Ausdauer in beiden Oratorien, mit fast sechsstündigem Standhalten am Mittwoch, allein schon Hochachtung verdient. Im übrigen ging es bei den Solisten, so dankenswerthe und erfolgreiche Mühe sie sich auch gaben, nicht ohne Spuren von Theater-Alltag ab. Wahrschaff würdig könnten solche Aufführungen und unsere hörende Hingabe erst bei einer Heranslösung aus dem täglichen Musitgetriebe werden, durch wirkliche Erstaufführungen; dann würde auch das Dilemma wegfallen, entweder Striche zu machen (wie sie hier in beiden Werken vorstimmten) oder allen Vetheiligten zu viel zugumuthen. — Die meisten Striche erlitt der „Messias“, der am 16. d. M. u. a. in einem der populären philharmonischen Konzerte mit dem Schöpfschen Gesangsvereine unter Paul Schöpff aufgeführt wurde. Händel hat für uns noch mehr Fernliegendes als Haydn; allein auch hier wirkt das aus Mocht und Lieblichkeit zusammengelegte Unvergänglichliche bei einer im ganzen so dankenswerthen Aufführung wie dieser sicher genug, daß uns das nur 157 Jahre alte Werk tiefer geht als eines der gewohnten Konzerte mit anderthalb Duzend „Nummern“ von heute. Unter den fünf im Programm angegebenen und vier thatsächlich mitwirkenden Solisten sei, ohne darum die übrigen gering zu schätzen, der Varyton Herr Franz Seebach mit seiner sympathischen Vertretung der Basspartie genannt.

Unter den einzelnen Gesangskonzerten der Woche standen die von Eugen Gura (aus München) und Karl Scheidemantel (aus Dresden) obenan. Jener ist sammt seinem ständigen Mitwirkenden am Klavier, Heinrich Schwarz, längst überall als allererster Konzertsolist bekannt. Die ergreifende Gewalt und Treuherrigkeit seines Vortrags; die bereits ein Stück Musitgeschichte ausmachende Spezialität der Wiedergabe Löwe'scher Balladen; die Kunst des Klavierpielers, die an einer Gesamtheit ohne die billige Beschränkung auf „Diskretheit“ mißgast: das alles pakte am 13. d. M. das dicke Publikum so, daß drei Lieder (ein H. Wolf, ein B. Berger, ein H. Zumppe) wiederholt werden mußten, und der Sänger schließlich so lange heransgerufen wurde, bis er ein halb erstühtes Dankeswort sprach. Scheidemantel besitzt zwar mehr sinnlichen Glanz in seiner Stimme als Gura, erscheint jedoch ihm gegenüber als der weniger Natürliche; etwas Gefünsteltes und Schmachtendes im Ton und Vortrag stört den sonst erfreulichen Eindruck seiner Gesangkunst. Damit steht vielleicht im Zusammenhang, daß der Schlußbeifall des Publikums ins Unnatürliche ging; längere Zeit nach der ersten Zugabe folgte eine zweite. Die Solovorträge des damaligen Klavierpielers kommen hoffentlich nicht wieder.

Unter den Anfängerinnen im Gesang oder in der Bekantschaft beim Publikum können wir über drei berichten: Ramona Alba am 16. im Veststein-Saal, Paula Ehrenbacher am 17. in der Singakademie, Tony Rohden-Schafarz am 14. im Römischen Hof. Bei solchen Konzerten fragt es sich hauptsächlich nach Korrektheit und nicht eben sehr nach eigener Größe. Gegenüber dieser Fragebeschränkung hat uns die zum ersten Male überhaupt auftretende Alba trotz einer etwas flachen Tönung, die zur sogenannten „italienischen Schule“ zu gehören scheint, ziemlich gut gefallen. Auf die künstlerische (nicht eben persönliche) Zukunft einer solchen bescheidenen Anfängerin, die vorwiegend nur eben viel weiterlernen braucht, ist mehr zu setzen, als auf die einer Sängerin, wie der Ehrenbacher, die so viel gelernt hat und so viel Können in Rehsfertigkeit, Aussprache und Vortrag besitzt, daß man ihr dringend wünschen muß, sie möge bei einem sorgsam ausgewählten Gesangslehrer, der ihr brauchbare Kopftöne und eine bessere Vokalisation schafft, ihr das Gehör bildet und die Klottererie mäßigt, von vorn anfangen. Ihr Klavierpartner Arthur Speed erfreute durch sein vornehm zartes, vielleicht allzu zartes Spiel. — Von der Rohden-Schafarz berichtet mir mein Vertreter, daß sie zur letztgenannten einen auffallenden Gegensatz bilde: recht sympathische Stimmung bei sehr temperamentlosem Vortrag.

Für Richard Strauß scheint der Streit um seine großen Programm-Musiken der Beachtung seiner Kammerwerke leider zu schaden. Im „6. Halir“ (13. d. M.) spielte er selbst — zwar kein Klavierpieler engeren Sinnes, aber ein Künstler auch hier — sein Klavierquartett G-moll, das noch erst die Opuszahl 13 trägt. Die Klavierstimme ist weder dominirend noch untergeordnet, sondern mit den Streichern sehr gleichmäßig verarbeitet. Alles in allem ein werthvolles, wenn gleich nicht besonders hervorragendes Werk. Ihm folgte damals Beethoven's Septett; die Bläser und namentlich der Klarinetist Herr Schubert trugen meisterlich vor.

Am 12. November hatte Busoni seinen 3. Klavier-Orchesterabend; wie mir berichtet wird, schien er sich mit Mendelssohn und Schumann weniger zu verstehen als mit Henselt (F-moll), der zum gewaltigsten Ausdruck gekommen sei. Am 19. war sein Abschied; wir hörten zwei Stücke, darunter Liszt (A-dur). Das Temperament,

das er in jedes kleinste Bröckchen seiner technischen Machtleistungen hineinlegt, und mit dem er seinen so überzeugend angebrachten Altzonen entgegensticht; die Mächt, mit der er den Flügel zum Drohnen bringt, die aber sammt ihrem Muskelmechanismus anderen nicht eben zum Vorbild dienen möge; kurz, seine anstaunenswerthe individuelle Künstlerkraft hatte auch diesmal wieder einen Erfolg, für den die Zweizahl der Zugaben nur ein äußerlicher Maßstab sein konnte.

Im Theater des Westens begannen am 18. d. M. eine Reihe von Neu-Einstudierungen volkstümlicherer Opern mit dem „Freischütz“; wir hörten die Wiederholung am 20. d. M. Innerhalb des dort Ueblichen ist viel Gutes geleistet worden. Allein dringend sei vor einem Weiterhasten auf dieser Bahn gewarnt. Wer weiß, wie lang es dauern wird, bis Herr Kapellmeister Rutherford den Umsturzbestrebungen des Chores nicht mehr Stand halten kann, bis eine so vorzügliche Sängerin wie Frau Burrian-Felinel im Detoniren bei einem halben, die Brautjungfern bei einem ganzen Ton angelangt sein werden, u. dgl. m.? Und noch einmal die Textbücher! Diese Wische des Verlags Aud. Vestold u. Comp. oder eines völlig unbezeichneten Verlags und Druckers (wie nentlich bei „Martha“) bedeuten schon mehr als nur eine „Ueberschreibung“ des Publikums. Neflam's Opernbücher sind weit besser und billiger. —

sz.

Völkerrunde.

ok. Ueber die sizilianischen Volkslieder veröffentlicht Heinrich Schwegans im November-Heft von „Westermann's Monatsheften“ eine fesselnde Studie. Uner schöpft ist der Reichthum der Sizilianer an Liedern. Ein italienischer Forscher, Prof. d'Alcona, ist der Ansicht, daß Sizilien die Heimath der italienischen Volkspoesie überhaupt ist. Am meisten kommen natürlich in betracht die Liebeslieder, die canzani, die die jungen Burchen des Abends unter Guitaren- oder Violinenbegleitung unter den Fenstern ihrer Mädchen singen. Sie bestehen gewöhnlich aus acht elfsilbigen Versen, die in abwechselnde Reime oder auch nur Assonanzen ansetzen. Nach dem vierten Verse wird meist eine Pause gemacht. Der leidenschaftliche Charakter des Sizilianers spiegelt sich in diesen Liedern wieder. Im seiner glühenden Liebe im Ausdruck zu genügen, kommt er zu ungeheuerlichen Uebertreibungen. Die Geliebte feiert er in seinem Liede als die wichtigste Person der Welt, ihr Name ist überall bekannt, drei Adler sind bei der Geburt ausgeflogen, um der ganzen Welt das Ereigniß zu verkünden: „Schöner als sie ist keine unter der Sonne, schöner ist sie als ihre eigene Schönheit“. Daneben finden sich aber auch Lieder, die in ihrer Einfachheit und Naivität außerordentlich reizvoll sind. So theilt Pitté, der beste Kenner Siziliens, ein Lied mit, dessen Wortlaut der folgende ist: „Erinnerst Du Dich noch der Zeit, wo wir zusammen tanzten, an den Abend, wo wir zusammen spielten; in die Augen schauten wir uns beide, wir wurden roth im Angesicht und lachten dann, und tanzend, tanzend seufzten wir; wir ergriffen einander bei der Hand und drückten sie. Denkst Du auch daran, wie wir zusammen aßen, auf dem Tischchen, das wir ausbreiteten?“ Auch der Sizilianer möchte sich des Vögels als Liebesboten bedienen; er wünscht sich, das Halsband der Geliebten zu sein, ja sogar, daß sie krank wäre, damit er ohne Aufsehen immer bei ihr sein dürfte. Geht es ihm aber schlecht in der Liebe, so geräth er in Raserei. Er ist äußerst mißtrauisch und eifersüchtig; fortwährend ist in den Liedern von den Qualen der Eifersucht die Rede. Er klagt, er droht, er sucht, und er beginnt schnell zu hassen, wo er eben noch geliebt. Seine Serenaden hören freilich noch nicht auf, aber er sucht die Geliebte durch ironische Sticheleien zu verletzen. „Als Du weiß warst und roth, da küßte ich Dich, und Du warst zart und süß; jetzt bist Du schwarz wie Pech und bitterer als Aloe!“ Dem Rivalen droht er mit der Angel und dem Messer. Das Mädchen bleibt dem Manne, der ihr treu wird, aber auch nichts schuldig. „Ich speie auf Dich, ich will nichts von Dir wissen, ich verabscheue Dich. Verflucht sei die Zeit, in der ich Dich liebte! . . .“ Indessen weiß der Sizilianer auch andere Empfindungen als die der Liebe in Liedern auszudrücken. Er hat einen scharfen Blick für die Schwächen seines lieben Nächsten und macht sich mit Vorliebe über ihn lustig. Er dichtet Satiren gegen die Frau, die sich jünger machen will als sie ist, und gegen den ungerechten Richter, er bespöttelt den „dummen Bauern“. Stets ernst bleibt er dagegen auf dem Gebiete der Politik. Hier hat er nie ironische Sticheleien, sondern nur den Ton leidenschaftlichen Zorns gegen Gebräuche, die ihm nicht gefallen. Ein übermächtiger Unabhängigkeits- und Freiheitsdrang besetzt ihn. Besonders in den Gefängen der Gefangenen tritt dieser hervor. Diese Gedichte sind ganz kurz; ein Vers von fünf Silben leitet sie ein, in dem irgend eine Blume angerufen wird — die Gedichte werden daher auch „Blumen“ genannt — dann folgen zwei Verse zu elf Silben. Diese Lieder sind ergreifend einfach. Der Gefangene steht am Gitterfenster und denkt an seine Geliebte, seine Mutter, oder er preßt seine Verzweiflung in wenige Worte. Für alle möglichen Gelegenheiten haben die Sizilianer besondere Lieder; für die Todtenfeier wie für den Carneval, für das Kind in der Wiege wie für das Spiel. Sehr populär sind die contrasti, Gefänge in Dialogform, die sich manchmal wie kleine Komödien ausnehmen. Keist handelt es sich auch darin um Liebende. Der Mann sucht das Mädchen zu überreden und es gelingt ihm regelmäßig. Die längsten Gedichte wissen die Leute auswendig und

tragen sie vor. Solche, die sich durch besondere Begabung auszeichnen, veranstalten Wettgefänge, in denen sie einander in Versen fragen und antworten, während das Volk mit großem Interesse zuhört. Einer der berühmtesten Volksdichter war Pietro Zullono, oder wie er im Dialekt heißt, Petru Zuddemi, im 16. Jahrhundert, dessen Gestalt fast sagenhaft geworden ist. Er war ein Steinhauer, der von Ort zu Ort reiste, um andere Sänger zum Wettgefänge herauszufordern. —

Aus der Pflanzenwelt.

— Einen neuen Bürger der Mark, die Rauschbeere (Empetrum nigrum) stellte Professor Fischer in der November-Sitzung des „Botanischen Vereins für die Provinz Brandenburg“ vor. Die „Voss. Zig.“ berichtet über den Vortrag folgendes: Ueber das Vorkommen dieser Moorpflanze in der Mark Brandenburg lag bisher nur eine einzige Angabe vor: Velmann, der 1717 in Frankfurt a. O. starb, giebt in seiner Beschreibung der Mark an, daß die Pflanze in der Gegend von Salzwedel vorkomme. Man hat aber die Rauschbeere weder dort noch anderswo in der Mark wieder beobachtet; nur ein Standort nahe der Westgrenze, ein zweiter nahe der Ost-, und ein dritter nahe der Nordostgrenze sind bekannt. Jetzt ist die Pflanze nun von dem Oberlehrer Benzke in Guben in dem Tauer'schen Forst zwischen Guben und Peitz aufgefunden worden. Ob die Rauschbeere hier ein „Relikt“ aus älterer Zeit darstellt, oder ob sie ihr Vorkommen an diesem Standort der Verbreitung durch Vögel verdankt, bleibt unentschieden. Auf den Umstand, daß ihre Beeren von Vögeln, z. B. Krähen, gefressen werden (daher auch der Name „Krähenbeere“), hat Fode die Thatsache zurückgeführt, daß die Rauschbeere besonders reichlich bei Hünengräbern vorkommt. Die neugierigen Krähen suchen diese vorbringenden Punkte mit Vorliebe auf und jagen mit ihrem Roth die Samen der gefressenen Rauschbeeren ab. Weniger wahrscheinlich ist die Annahme Buchenau's, der das Vorkommen der Rauschbeere an den Hünengräbern auf die Leichenschmäufe der Erbauer zurückführt, wenigleich die Rauschbeere in alter Zeit, ebenso wie in nördlichen Ländern noch heute, als Genußmittel eine Rolle gespielt haben dürfte. —

Humoristisches.

— Beim Dorfbader Herr: „Was machen Sie denn mit der Feile am Rasirmesser?“
 Dorfbader: „Die Schneid' feil' i' zurecht!“ —
 — Abgeblüht. „Fräulein Nöschen, ich würde Sie auf Händen durchs Leben tragen!“
 „Danke sehr, ich habe gehen gelernt!“ —
 — Höhere Kochkunst. Er (kurz verheirathet): „Mein Gott, Elise, was hat denn die Suppe heute für einen abscheulichen Geschmack? Du scheinst schlechtes Salz hineingethan zu haben!“
 Sie (entriistet): „Schlechtes Salz? Wo denkst Du hin! Echtes Karlsbader Salz!“ — (Meggend. hum. Vl.)

Vermischtes vom Tage.

— In Seitendorf (Schlesien) legten zwei fünfjährige Knaben an eine Scheune Feuer an. Beide Knaben sind dabei verbrannt. —
 — In Sosnowice überfiel ein entlassener polnischer Arbeiter den Direktor von den Goldschmiedischen Wälvorten und verletzte ihn durch Knütteliebe lebensgefährlich am Kopf. —
 — Bei starkem Nebel überfuhr der Pittauer Personenzug bei Meibersdorf einen Bierwagen. Ein Insasse wurde getödtet, zwei schwer verletzt. —
 — Aus Jansbrunn wird der „Frankfurter Zeitung“ unterm 15. November gemeldet: Wir haben hier jetzt Herbsttage von seltener Pracht. In den sonnigen Hängen im Norden der Stadt blühen in Menge allerlei Frühlingsblumen, wie Küchenschelle, Primel u. Reife und blühende Erdbeeren, selbst in Höhen von über 1000 Metern, sind keine Seltenheit. —
 — In der „Fahrordnung“ der 20 Kilometer langen Bukowinaer Lokalbahn von Bama nach Ruffisch-Moldawiga findet sich folgende Bemerkung: „Die Züge verkehren von Fall zu Fall; über den jeweiligen Verkehr wird in den Stationen Bama, Baira und Ruffisch-Moldawiga Auskunft ertheilt.“ —
 — In Bethlenfalva (Ungarn) wurde ein Zimmermeister von seinem 23-jährigen Sohne mit der Axt erschlagen und beraubt. —
 — Im Fürstenthum Liechtenstein sind die Knaben bis zum siebzehnten, die Mädchen bis zum sechzehnten Lebensjahre schulpflichtig. —
 — In den Kellerräumen eines großen Restaurants in Paris ereignete sich am Sonntag Nachmittag eine heftige Explosion. Das ganze Gebäude wurde erschüttert, das Glasdach, welches einen Theil des Restaurants überdeckt, völlig zerrümmert und Gläser, Spiegel und Geschirre zerbrochen. Ein Theil des Fußbodens wurde in die Höhe gehoben und mehrere Zwischenwände ungerissen. Eine Person wurde getödtet, acht verwundet. Die Explosion ist wahrscheinlich durch Ausströmen von Gas hervorgerufen. —
 — Kragen und Manschetten aus Aluminium sind in Riga in den Handel gekommen. —